Paradoxien heteronormativer Sozialisation

Monika Götsch

Vor dem Hintergrund gegenwärtiger gesellschaftlicher Transformationsprozesse verweist Andrea Maihofer (2007: 281ff.) auf die Komplexität sowie paradoxe Gleichzeitigkeit von Wandel und Persistenz der Geschlechterverhältnisse, „von Chancen und Zwängen, von Ermächtigungen und Verunsicherungen“ (ebd.: 283). Diese paradoxen Gleichzeitigkeiten sieht sie als Phänomen von historischen Umbruchphasen an, in denen „sich Altes, Neues und Zukünftiges noch unentschieden und uneindeutig auf komplexe Weise mischen“ (ebd.: 297f.). Es handelt sich dabei sowohl um verschiedene widersprüchliche Prozesse als auch um Erscheinungen, die in sich selbst widersprüchlich sind. Beispielhaft führt Andrea Maihofer (ebd.: 301) hierfür die „Relativierung von Geschlechterdifferenzen einerseits und deren Re-Markierung andererseits“ an. Zugleich verweist sie auf die zweischneidige Bedeutung moderner Paradigmen, wie der Möglichkeit der freien Wahl, die zunächst mit Freiheit, Individualität und Vielfalt verbunden scheint, aber zugleich Fremdbestimmung und Ungleichheit bedeuten kann. Ein weiterer Widerspruch zeigt sich darin, dass die Welt als sich stark verändernd wahrgenommen wird, aber das Soziale, folglich auch die Geschlechterverhältnisse in besonderer Weise naturalisiert und ontologisiert werden. Angesprochen werden damit Paradoxien u.a. bezüglich Geschlecht und Sexualität, mit denen Individuen und Kollektive in sozialisatorischen Prozessen konfrontiert sind bzw. die sie in sozialisatorischen Prozessen re-produzieren. Obwohl Sozialisation inzwischen als relativ variabel konzipiert wird (vgl. Bilden/Dausien 2006; Grundmann 2006; Hurrelmann et al. 2008), erscheint sie – insbesondere in Verbindung mit Heteronormativität – als frei von Widersprüchen. Im Folgenden soll am Beispiel von Gruppendiskussionen mit Jugendlichen gezeigt werden, wie die Re-Produktion heteronormativen Wissens als sozialisierte und sozialisierende Praxen verstanden werden

kann und welche Paradoxien – in Anschluss an Andrea Maihofers Überlegungen – dieses Wissen offenbart. Zuvor wird zunächst aufgezeigt, auf welcher theoretischen Grundlage bezüglich Heteronormativität und Sozialisation die empirischen Ergebnisse interpretiert werden.

1 Heteronormatives Wissen

Heteronormativität bzw. die Interdependenz von Sexualität und Zweigeschlechtlichkeit wird hier als historisch-kulturelle Wissensformation verstanden, die Gesellschaft und Individuen in Machtverhältnissen strukturiert (Wagenknecht 2007: 16ff.; Degele 2004: 51ff.). Geschlecht und Sexualität werden demnach in ihrer wechselseitigen Bezogenheit ‚gewusst' und in sozialisatorischen Praxen re-produziert. Es ist ein (implizites und explizites) Wissen über gesellschaftliche Strukturen, über Kollektivitäten, Identitäten, Handlungs- und Verhaltensweisen, über Orte und Körper, die erst durch dieses Wissen geschlechtlich-sexuell werden – dieses Wissen ist folglich produktiv. Prozesse und Effekte von Sozialisation rufen demnach Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität als Norm sowie Hierarchisierungen, Naturalisierungen und Normalisierungen hervor und werden durch sie hervorgerufen. ‚Wissen' definieren Berger und Luckmann (2004: 1) „als die Gewißheit, daß Phänomene wirklich sind und bestimmbare Eigenschaften haben" (Berger/Luckmann 2004: 1). Entsprechend bedeutet heteronormatives Wissen, was wir im Hinblick auf Geschlecht und Sexualität bzw. Vergeschlechtlichungen und (Hetero)Sexualisierungen für wirklich halten, was normiert und normalisiert (Hark 2009: 31; Wagenknecht 2007: 17). Es ist ein Wissen, das wir als ‚Wirklichkeit' selbstverständlich wissen, das keiner Erklärung bedarf und scheinbar von allen Individuen ‚natürlich' geteilt wird (Berger/Luckmann 2004: 26ff.; Hark/Genschel 2003: 136f.). So auch das Wissen über die soziale (heteronormative) Welt, die als ‚objektiv' vorgegeben wahrgenommen wird – was Bourdieu als „Doxa" (2009: 325) bezeichnet. Heteronormatives Wissen zeigt, dass und wie Individuen sowie Kollektive die Welt sinnhaft re-produzieren und systematisieren. Referenzen hierfür sind alltägliche Aktualisierungen und Repräsentationen von Geschlecht und Sexualität, von vergeschlechtlichten und (hetero)sexualisierten Strukturen sowie von Geschlechterdifferenz (Hirschauer 1996: 249; Götsch 2014: 58f.).

Heteronormativität reguliert Geschlecht und Sexualität einerseits sowie entsprechende Verhaltens-, Denk- und Wahrnehmungsweisen andererseits. In spätmodernen Gesellschaften geschieht dies jedoch nicht mehr über Verbote und Repression, sondern über Ein- und Ausschlüsse, über Normalisierung und die Etikettierung als ‚Andere', d.h. über das Wissen, was richtig und falsch ist, was (partiell und/oder auf bestimmte Weise) dazugehört oder nicht (Hark

2009: 29; Engel 2008: 43; Berger/Luckmann 2004: 28). Heteronormativität ist folglich „ein binäres, zweigeschlechtlich und heterosexuell organisiertes und organisierendes Wahrnehmungs-, Handlungs- und Denkschema, das als grundlegende gesellschaftliche Institution durch Naturalisierung von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit zu deren Verselbstverständlichung beiträgt“ (Degele 2004: 52). Zugleich reduziert Heteronormativität Komplexitäten, so dass Geschlecht und Sexualität für alle auf einfache, bipolare Weise erkennbar und deutbar werden (Degele 2004: 52f.). Die ‚natürliche Tatsache‘ der Heterosexualität lässt auch die angenommene Dichotomie von Geschlecht zur selbstverständlichen Natur werden und vice versa. Die scheinbar von Natur aus Gegensätzlichen, Frau und Mann, ergänzen sich ideal als heterosexuelles Paar und das heterosexuelle Paar bestätigt wiederum die vorgeblich naturgegebene bipolare und hierarchische Zweigeschlechtlichkeit. Entsprechend erfolgt die Ausgrenzung, Abwertung und/oder Hervorhebung nicht-heterosexueller Begehrensformen und uneindeutiger Geschlechtlichkeiten (Degele 2004: 51ff.; Ziegler 2008: 13ff.; Hark 2009: 29; Hark/Genschel 2003: 140). „Heteronormativität geriert sich somit als selbstverständlich gegebene, biologisch begründete und moralisch überhöhte Regel, die alles, was ‚anders‘ ist, als erklärungsbedürftig, naturwidrig und verwerflich konstruiert, um in der Abgrenzung von diesen Anderen die Normalität des Doppelgebots von Geschlechterdifferenz und Heterosexualität zu bestätigen“ (Kraß 2009: 10). Ausgegrenzte und als anders etikettierte Sexualitäten und Geschlechtlichkeiten sind demnach für Heteronormativität konstitutiv (Butler 1997: 259f.). Darüber hinaus reguliert Heteronormativität auch Vorstellungen über die Organisation des Sozialen, über richtige und falsche Beziehungen, über (un)angemessene Arbeitsaufgaben und die Verteilung von Ressourcen: „Heteronormativität ist sämtlichen gesellschaftlichen Verhältnissen eingeschrieben; auch Rassismus und Klassenverhältnisse sind heteronormativ geprägt“ (Wagenknecht 2007: 17). Folglich bestimmt Heteronormativität immer auch über das Selbstverhältnis der Subjekte, sie ist Orientierungsrahmen für ‚normale‘ wie für ‚abweichende‘ Identitäten (Fritzsche/Hartmann 2007: 135).

2 Sozialisierende und sozialisierte Praxen

In der Geschlechter- wie in der Sozialisationsforschung steht seit längerem die Annahme einer determinierenden Sozialisation und die damit verbundene Idee der Ausbildung einer stabilen und kohärenten sexuellen und geschlechtsspezifischen Identität in der Kritik (Bilden 1991: 279ff.; Zinnecker 2000: 272ff.). Im Anschluss daran wird Sozialisation hier als relativ variable verstanden, die Heteronormativität in der Interdependenz subjektiv-identitärer und gesellschaftlich-historischer Dimensionen re-produziert. Dies knüpft an das Konzept

von lebenslanger Sozialisation als sozialer interaktiver Praxis an, wie es Matthias Grundmann (2006) entworfen hat. Nach Grundmann bedingen sich Identitäten und Kollektivitäten sowie Handlungen und Strukturen gegenseitig – oder geschlechtertheoretisch gewendet: Heteronormative Strukturen und Normalisierungen wirken auf Individuen wie Identitäten ein, während gleichzeitig Individuen und Identitäten heteronormative Verhältnisse (mit)gestalten – egal ob affirmativ oder subversiv. Heteronormative Sozialisation stellt Vergemeinschaftungen und Beziehungen ebenso her wie individuelle (auch widerständige) Handlungsweisen und Haltungen, die entsprechende Kollektivität erst ermöglichen und zugleich (soziale) Identitäten hervorrufen (Grundmann 1999: 55ff.). Sozialisation wird damit als Prozess und Effekt zugleich gedacht, als sozialisierende und sozialisierte Praxen (Götsch 2014: 36ff.). Der Verweis auf sozialisierende und sozialisierte Praxen ermöglicht es, Sozialisation als relativ brüchig und ergebnisoffen – ergo relativ stabil und ergebnissicher – zu charakterisieren, als die Interdependenz von Prozessen und Effekten, die Strukturen stabilisieren und soziale Integration befördern, aber auch die Eigensinnigkeit gegenüber vorgegebenen Normen zulassen (Grundmann 1999: 28; Grundmann 2006: 51). Bezüglich Heteronormativität wird dann einerseits erklärbar, wie und dass Individuen zwar zu einer geschlechtlich-sexuellen Vereindeutigung ihrer Körperpraxen und Lebensweisen und damit zur Ausbildung einer kohärenten Identität gezwungen zu sein scheinen, aber diese dennoch relativ variabel gestalten können. Andererseits lässt sich erfassen, dass und wie sich Individuen heteronormativen Anforderungen widersetzen, dies aber dennoch nur in Referenz auf die vorherrschenden Normen und Normalisierungen heterosexueller Zweigeschlechtlichkeit realisieren können (Maihofer 2002: 13ff.). Deutlich werden somit Paradoxien, die Sozialisation wie auch Heteronormativität bzw. heteronormativer Sozialisation inhärent sind. Erst ein Konzept von Sozialisation, das die relative Variabilität und gleichzeitig relative Stabilität berücksichtigt, die in und durch sozialisatorische Praxen hervorgerufen werden, lässt es zu, die Re-Produktion heteronormativen Wissens in seinen Widersprüchlichkeiten zu erfassen.

Sozialisierte und sozialisierende Praxen offenbaren und habitualisieren sich in relativ regelmäßigen, sich wiederholenden Interaktionen zwischen Individuen bzw. in Interaktionen zwischen Individuen und ihrer (sozialen wie materiellen) Umwelt. In und durch Aushandlungen von Normen, Regeln und Bedürfnissen, in und durch den Austausch von Erfahrungen, Wissensbeständen und Handlungspraxen werden kollektive sozialisatorische Lebenspraxen hervorgebracht. Sozialisation findet folglich insbesondere in sozialen Bezugsgruppen statt, die zugleich Effekte von Sozialisation in Verbindung mit gesellschaftlichen und milieuspezifischen Normen (der Beziehungs(un)möglichkeiten) sowie von individuellen Bedingungen sind (Grundmann 2006: 44; 98; 153). So gedacht verfügt Sozialisation nicht nur über verfestigendes, beständiges, sondern auch über konflikthaftes, fragiles Potential. Heteronormativitäten

werden dann bedingt als situative Konstruktionen gefasst und zugleich als sozialisatorische (materialisierende) Effekte begriffen. Das schließt an Andrea Maihofers (2002: 25) Verweis an, dass „Individuen […] nicht nur (unentwegt) zu Geschlechtern [gemacht] werden: sie ‚sind' es dann auch bzw. existieren als solche". Sozialisierende und sozialisierte (interaktive) Praxen „sind für das gemeinsame Verstehen der sozialen Beziehungen, mithin für die Entstehung gemeinsamer Überzeugungen konstitutiv" (Grundmann 2006: 41). Entsprechend lässt sich zeigen, dass und wie heteronormative (Beziehungs-)Praxen sich über davon abweichende ‚andere', nicht-heteronormative (Beziehungs-) Praxen realisieren (Götsch 2014: 187ff.). Die daraus angenommene gleiche soziale Lage, die so erlebt wie auch von außen zugeschrieben wird, schafft (kollektive) Identitäten, die diese Annahme wiederum hervorbringen.

Dies betrifft auch das heteronormative Selbstverhältnis als Frau oder Mann, das sich durch Prozesse und Effekte der „Vereinheitlichung" und „Vereigenschaftlichung" (Maihofer 2002: 25) materialisiert und als Realität erlebt wird. Entsprechend wird heteronormatives Wissen sozialisierend und sozialisiert inkorporiert. Sozialisation ist folglich immer auch eine soziale Körperpraxis. Der Körper verkörpert das Soziale, indem Handlungsschemata und Strukturen durch sich regelmäßig wiederholende Praxen wie Regeln und Rituale inkorporiert werden und zugleich sozialisatorische Praxen hervorrufen (Bourdieu 2005: 114ff.). Die Inkorporiertheit und Materialität heteronormativen Wissens zeigt sich u.a. in einer spezifischen Bildförmigkeit: „Mächtige Visualisierungen sorgen für eine ständige Augenfälligkeit der Realität. Und über das, was sich zeigt, braucht man nicht zu sprechen" (Hirschauer1996: 247). Damit verweist Stefan Hirschauer auf die scheinbar offensichtlichen heteronormativen Eindeutigkeiten, wie sie beispielsweise durch das (angenommen geschlechtsspezifische) körperliche Auftreten von Personen in sozialisatorischen Interaktionen sichtbar werden. Heteronormativität ist demnach auch sozialisiertes und sozialisierendes Körperwissen, ein „Wissen vom Körper, im Körper und am Körper" (Hirschauer 2008: 83). Körperwissen bezieht sich demnach auf unbewusste und bewusste Aspekte. Eng damit verknüpft ist Sprache, die es erst ermöglicht, Körper, Geschlecht und Sexualität im wiederholenden Benennen zu re-produzieren (Butler 1997: 139 f.). Sprache als Medium der gegenseitigen Verständigung, der Legitimierungen und Plausibilisierungen, des gemeinsam geteilten Sinnwissens und der kollektiven Geschichte (Berger/Luckmann 2004: 39ff.) hat eine wichtige sozialisatorische Funktion. Dies zeigt sich u.a. in spezifischen sozialisierten und sozialisierenden Praxen des Erzählens – wie sie in den hier erörterten empirischen Ergebnissen deutlich werden.

3 Erzählte Paradoxien – paradoxe Erzählungen

Die hier vorgestellten Erzählungen über Heteronormativität stammen von insgesamt 51 Jugendlichen im Alter von 12–20 Jahren, die in 14 altershomogenen, geschlechtshetero- und homogenen Gruppendiskussionen sowie 11 biografisch-orientierten Einzelinterviews erhoben und mit der dokumentarischen Methode (Bohnsack 2007: 31ff.; ebd. 129ff.) ausgewertet wurden. Alle Jugendlichen besuchten zum Erhebungszeitpunkt die gleiche Real- bzw. Berufsschule einer Kleinstadt im ländlichen Raum. Die folgenden Zitate sind Zitate der Jugendlichen und sollen hier das Erläuterte auf der Deutungsebene der Jugendlichen illustrieren. Ein Orientierungsmuster der Jugendlichen ist dabei die Unterscheidung – in Selbst- und Fremdpositionierungen – von Mädchen und Jungen. Wenn im Folgenden von Mädchen und Jungen die Rede ist, dann um diese erzählten Identitätskonstruktionen der Jugendlichen darzustellen.

Es zeigt sich, dass die Jugendlichen alters- und geschlechtsunabhängig immer wieder auf gleiche Thematisierungen und Erzählfiguren zurückgreifen, um die geschlechtlich-sexuelle Welt zu erklären. Auf der Grundlage einer induktiven, komparativen Analyse der Gruppendiskussionen und Interviews mit dem Ziel einer sinngenetischen Typenbildung (Nohl 2012: 51ff.; Kelle/Kluge 2010: 86) konnten sieben zentrale Erzählungen (s.u.) rekonstruiert werden. Die Jugendlichen verdichten dabei heteronormative Orientierungsmuster in ihrer Wiederholung zu mythenhaften Erzählungen. Erzählungen werden hier nicht in Abgrenzung zu anderen Textsorten im Sinne Schützes (1987: 146ff.; für die dokumentarische Methode s. Nohl 2012: 20ff.), sondern in Anschluss an die Narratologie (vgl. Fludernik 2010) weiter gefasst, nämlich als narrative Interaktionsprozesse, d.h. als spezifische soziale und sozialisatorische Praxen verstanden. Erzählungen halten demnach sinnhafte und ordnende Erklärungs- und Erkenntnismuster für das Verstehen der (heteronormativen) Welt bereit, die u.a. im Rückgriff auf Analogien und Metaphern Zusammenhänge herstellen und Kausalitäten begründen (Fludernik 2010: 9f.; Kabasci 2009). Anders als bei Schütze (1987: 14) wird nicht die Rekapitulation biografischer Erfahrung als Erzählung definiert, vielmehr haben die Erzählungen hier einen symbolischen Charakter: Sie dienen den Jugendlichen als Relevanzrahmen, um eigene Erfahrungen bzw. die der anderen einzuordnen, zu bewerten und zu legitimieren. Das Erzählen ist zugleich Austausch und Rückversicherung des kollektiven heteronormativen Wissens, in Form von ‚Mythen' wird die soziale Welt verständlich gemacht. „So beinhalten und vermitteln Mythen unter anderem ein Verständnis von Macht und Moral sowie Schemata zur Klassifikation und Bewertung von Anderen. Solche Konzepte haben großes Wirkungspotenzial, sie liegen den Handlungen von Menschen […] zugrunde – in diesem Sinne bilden Mythen einen integralen Bestandteil der Wirklichkeit" (Mader 2008: 15). Mythen verstanden als tradierte Erzählungen (ebd.: 15ff.) legen in ihren

Wiederholungen Sagbares offen bzw. verbergen Nicht-Sagbares. Dies scheint zunächst auf eine kohärente Logik des erzählten heteronormativen Wissens zu verweisen. Aber das Verschweigen dient nicht immer dazu, Erzählungen und Benennungen ‚glatt zu bügeln', vielmehr widersprechen sich die verschiedenen Erzählungen bzw. sind in sich widersprüchlich und offenbaren damit Paradoxien sozialisierender und sozialisierter Praxen. Wie und wo diese Widersprüchlichkeiten bezüglich heteronormativen Wissens in Erzählungen von Jugendlichen zum Vorschein kommen, wird im Folgenden gezeigt.

Die sieben zentralen Erzählungen der Jugendlichen handeln: 1) „Von der Sexualität ‚Früher' und ‚Heutzutage'", 2) „Vom Reif-Werden und (Un)Reif-Sein", 3) „Vom optimierbaren Körper", 4) „Von Geschlechterbeziehungen zwischen Nähe und Distanz", 5) „Von ernsthafter Liebe und ‚Sex' mit Spaß", 6) „Von Prinzessinnen und Rittern", 7) „Von der ‚Schlampe'" (Götsch 2014: 113ff.). Im Folgenden werden bezugnehmend auf diese Erzählungen, wie bereits angekündigt, insbesondere die Paradoxien in und zwischen diesen Erzählungen herausgearbeitet. Als Orientierung hierfür dienten neben den theoretischen Überlegungen von Andrea Maihofer (2007) auch die Anregungen Dominique Schirmers (2005: 108) für die empirische Analyse von Heteronormativität. Sie zeigt auf, dass Widersprüchlichkeiten für die Erklärung der (heteronormativen) Welt konstitutiv sind und durch die Interpretation von Widersprüchen entsprechende Orientierungsmuster aufgedeckt werden können.

4 Zwischen Pluralisierung und Differenz

Die Jugendlichen beschreiben in der Erzählung *Von der Sexualität ‚Früher' und ‚Heutzutage'* ‚moderne', pluralisierte Gesellschaften als geprägt von individuell wähl- und gestaltbaren sexuell-geschlechtlichen Vielfältigkeiten. Andererseits stellen sie – im Widerspruch dazu – in der Erzählung *Von Geschlechterbeziehungen zwischen Nähe und Distanz* dar, wie geschlechtlich-sexuelle Differenzen in Beziehungen Nähe und Distanz regulieren. Implizit wird dem die Naturhaftigkeit und damit die Unentrinnbarkeit von bipolarer Sexualität, Geschlecht und Geschlechtlichkeit unterlegt.

Die Erzählung *Von der Sexualität ‚Früher' und ‚Heutzutage'* dient den Jugendlichen als Orientierungsrahmen, um Sexualität und Geschlechterbeziehungen in ihrer ‚modernen', vielfältigen Ausprägung im Vergleich zu herkömmlichen, differenzorientierten und restriktiven Vorstellungen einzuordnen. Demnach werden Geschlechterstereotype ‚heute' im Gegensatz zu ‚früher' obsolet, wenn Frauen in modernen Gesellschaften ihr Leben selbstständig gestalten, erwerbstätig sind und sich für Technik interessieren, während Männer zugleich Fürsorgeberufe ausüben und nicht entlohnte Versorgearbeiten in der Familie übernehmen. Durch gesellschaftlichen Wandel und Emanzipation

gibt es nun keine klar zugewiesenen Geschlechterrollen, keine geschlechtsspezifischen Aufgabenbereiche mehr, vielmehr ist es nun so, dass jede_r entsprechend ihre_r Fähigkeiten und Bedürfnissen leben kann, so „dass Frauen so und so sind, und dass Männer so und so sind, und dass jeder verschieden ist“[1] und sein kann. Empathie, Beziehungsorientierung und Rationalität werden nicht mehr geschlechtsspezifisch konnotiert, sondern: „es kommt auf den Typ Mensch drauf an, wie er ist, wie er sich verhält, wie er lebt“. Dies gilt ‚heute‘ auch für sexuelle Präferenzen und Orientierungen, die ebenso selbstbestimmt wählbar erscheinen: „Jeder hat seine Vorlieben, jeder muss wissen was er will, manche stehen auf Männer, manche auf Frauen, manche stehen auf beides, wie auch immer“. Maßstab für gelungene sexuelle Interaktionen und Beziehungen sind die Verwirklichung individueller Bedürfnisse, Gleichberechtigung, Spaß und Glück. „Jeder kann seine eigenen Entscheidungen treffen, wie er das macht. Einer mag’s so, der andere so“.

Pluralisierung und freie Wahl wird in der Erzählung *Von Geschlechterbeziehungen zwischen Nähe und Distanz* nicht thematisiert, vielmehr geht es im Gegensatz dazu um klare Regeln bezüglich der Möglichkeiten freund_innenschaftlicher Nähe und der Notwendigkeit von Distanz zu potenziellen Sexualpartner_innen. Dafür bedarf es einer eindeutigen Kategorisierung entlang geschlechtlich-sexueller Differenzen. Um die jeweiligen Spezifika freund_innenschaftlicher Beziehungen darzustellen, führen die Jugendlichen sechs Kategorien an und unterscheiden zwischen lesbischen Mädchen, schwulen Jungen, heterosexuellen männlichen Mädchen, heterosexuellen weiblichen Mädchen, heterosexuellen weiblich-sozialisierten Jungen und heterosexuellen männlichen Jungen. Eine besondere Form freund_innenschaftlicher Intimität ist demnach zwischen heterosexuellen (weiblichen) Mädchen möglich, weil sie „dieselben Probleme“ haben und auf die gleiche Weise „weiblich denken“. Darüber hinaus ist ein Spezifikum dieser Freund_innenschaften, dass sich heterosexuelle Freundinnen körperlich sehr nahe kommen können, ohne sexuell zu werden: „Für die ist es selbstverständlich und nicht in irgendeiner Weise erotisch oder intim, sondern einfach nur freundschaftlich“. Da schwule Jungen in ähnlicher Weise ‚gleich‘ fühlen und handeln wie heterosexuelle Mädchen, ist auch zwischen ihnen eine große Nähe möglich: „Also bei einem Mädchen und einem schwulen Freund, der denkt dann auch ein Stück weit [gleich] und dann kann man sich auch über Jungs mit ihm unterhalten“. Um diese Nähe zu ermöglichen, ist es notwendig, dass sich der homosexuelle Junge als homosexuell zu erkennen gibt, da das Mädchen sonst die Nähe (hetero)sexuell statt freund_innenschaftlich deuten würde. Implizit geschieht hier eine Normalisierung von Heterosexualität, weil Nähe zwischen Mädchen und Jungen zunächst immer heterosexuell gedeutet wird und daher nur zwischen einander nicht potentiell Begehrenden möglich ist. Das ‚andere‘ Begehren, das homosexuelle

1 Dies und die folgenden Zitate sind Zitate der Jugendlichen. Um den Lesefluss nicht zu stören, werden sie ohne Quellenangabe dargestellt.

Begehren, muss explizit gemacht werden, um dann auch ‚andere' Formen der Nähe (und Distanz) zulassen zu können. Entsprechend ist für heterosexuelle Mädchen zu weiblich-sozialisierten Jungen zwar eine ‚geistige' Nähe auf der Ebene des gegenseitigen Verstehens möglich, dennoch muss zu ihnen als potentielle Sexualpartner auch eine gewissen Distanz gewahrt werden.

In ähnlicher Weise wie zwischen heterosexuellen Mädchen wird auch die freund_innenschaftliche Nähe zwischen heterosexuellen Jungen beschrieben: „Wir denken halt gleich [wir] Männer". Aber körperliche Nähe ist für sie nur bedingt möglich: „Jungs dürfen nicht mit Jungs küssen", weil sie anders als die Mädchen sonst Gefahr laufen, als schwul kategorisiert zu werden. Der Hinweis auf diese Gefahr zeigt erneut auf, dass in der Logik dieser Erzählung Sexualitäten und das geschlechtliche Handeln eindeutigen Regeln folgen, sie sind nicht selbstbestimmt wählbar. Für Jungen sind zudem Freund_innenschaften zu homosexuellen Mädchen möglich – ebenso zu heterosexuellen männlichen Mädchen, die die gleichen Interessen haben und die „man […] auf den ersten Blick besser verstanden" hat. Entsprechend diskutiert das eine Gruppe: „Es gibt ja auch manche Mädchen, die sind so ja männlich. Und sie können dann auch so Quatsch machen mit den Jungs, und wenn sie dann mal mit Wasser bespritzt werden, dann finden sie es zum Beispiel nicht so schlimm und lachen halt".

Deutlich wird in dieser Erzählung, dass die Einordnung als ‚gleich' versus ‚ungleich' eindeutige geschlechtlich-sexuelle Unterscheidungen braucht, womit heteronormative Kategorien (weiblich versus männlich, Frau versus Mann sowie homosexuell versus heterosexuell) in besonderer Weise relevant gemacht werden. In der Logik der Erzählung *Von ‚Früher' und ‚Heutzutage'*, in der diese Relevanzen als tradiert zurückgewiesen werden, müssten im Gegensatz dazu Freund_innenschaften wie sexuelle Beziehungen in jeder Form und mit allen auf jede erdenkliche Weise möglich sein.

5 Zwischen Gleichstellung und Hierarchisierung

Von ernsthafter Liebe und ‚Sex' mit Spaß ist u.a. eine Erzählung über die Gleichstellung und Gleichberechtigung von Geschlechtern und Sexualitäten – folglich werden sexuelle Interaktionen zur Aushandlungssache (vgl. Schmitt 1998: 11 f.). Im Widerspruch dazu beschreiben *Von der ‚Schlampe'* und *Von Prinzessinnen und Rittern*, wie und dass heterosexuelle Mädchen und heterosexuelle Jungen als grundsätzlich Verschiedene in einer Hierarchie verortet sind.

Die Erzählung *Von ernsthafter Liebe und ‚Sex' mit Spaß* unterscheidet zwischen Liebe, die von Ernsthaftigkeit geprägt ist, während sexuelle Aktivitäten

(ohne Liebe) darauf abzielen, Spaß zu haben. Egal in welchem Beziehungsarrangement sexuelle Interaktionen stattfinden, müssen diese zwischen den Sexualpartner_innen gleichberechtigt ausgehandelt werden. Bezüglich Sexualität ist demnach „nichts unmöglich", weil jede_r individuelle Vorlieben hat, jede_r „mag es ja anders". Ziel einer (hetero)sexuellen Begegnung ist, „dass beide Beteiligte ihre sexuellen Bedürfnisse, dass die sexuellen Bedürfnisse befriedigt werden", d.h. dabei ihren Spaß haben. Damit keine_r benachteiligt wird und die jeweiligen Grenzen gewahrt sowie die jeweiligen Wünsche erfüllt werden, müssen sich die Sexualpartner_innen zunächst über die sexuelle Interaktion verständigen: „dann kann man halt darüber reden und dann zusammen zu einem Schluss kommen", oder: „das muss [man] halt schon klar sagen, was Sex für einen ist und das auch vorher". Schließlich müssen dann beide einvernehmlich ihr Einverständnis geben, wie die Partner_innen sexuell aktiv werden.

Die Erzählung *Von der ‚Schlampe'* handelt von der unterschiedlichen Bewertung promiskuitiven heterosexuellen Verhaltens von Mädchen und Jungen. Während heterosexuelle Jungen dadurch aufgewertet werden, bedeutet es für heterosexuelle Mädchen eine massive Abwertung. Jungen können deshalb keine Schlampen sein, weil sie viele unterschiedliche heterosexuelle Erfahrungen machen müssen: „Jungs probieren halt mehr aus" und „die Jungs haben dann schon mehr Rechte irgendwie mal mit einer anderen was zu machen". Jungen brauchen diese Erfahrungen, um über das Ausprobieren schließlich die große Liebe zu finden und in diese Beziehung die heterosexuellen Erfahrungen einzubringen. Mädchen sollten dagegen nicht erfahrener sein als die Jungen, weil das für diese eine Abwertung bedeuten würde. Wenn Mädchen als ‚Schlampen' diffamiert werden, haben sie keine Chance mehr, einen festen Partner zu finden. Das bedeutet, ‚Schlampen' haben die Funktion, den Jungen heterosexuelle Erfahrungen zu ermöglichen und zugleich den „guten Mädchen" zu garantieren, dass diese von den Erfahrungen der Jungen profitieren und vor Promiskuität geschützt werden: „Wenn es keine Schlampen mehr geben würde, dann würde man die guten Mädchen gar nicht mehr schätzen".

Die Erzählung *Von Prinzessinnen und Rittern* zeigt auf, dass und wie heterosexuelle Mädchen auf ‚ritterliche', d.h. rücksichtsvolle Jungen angewiesen sind, damit ihre vorgeblich naturgegebenen, (hetero)sexuellen Bedürfnisse befriedigt werden. Diese vorgeblichen Bedürfnisse der Mädchen sind Zärtlichkeit und Zeit bei sexuellen Interaktionen. Zugleich wird den Jungen zugeschrieben, dass sie (hetero)sexuelle Beziehungen initiieren müssen. Wenn die Mädchen Glück haben, ist ihr Sexualpartner, von dem sie ausgewählt wurden, empathisch, „voll fürsorglich" und ein „ganz sensibler Mann", dann wird er ihre Wünsche wahrnehmen und darauf eingehen. Haben sie kein Glück und ihr Sexualpartner ist ein „Macho", „lieblos", „rabiat" und „sehr grob", wird er nur auf seine eigene sexuelle Befriedigung abzielen. Mädchen scheinen dem Glück

oder Unglück schicksalhaft ausgeliefert zu sein, die Möglichkeit, ihre Bedürfnisse einzufordern oder den Sexualpartner aktiv auszuwählen, wird nicht erzählt.

Die Jugendlichen erzählen (Hetero)Sexualität zunächst als Aushandlungssache zwischen gleichberechtigten und individuellen Partner_innen einerseits, und andererseits beschreiben sie in weiteren Erzählungen, im Widerspruch dazu, Mädchen als passiv und Jungen als aktiv, was durch entsprechende Be- und Entwertungen gestützt wird. Wer so eindeutig unterschieden und in einer Hierarchie verortet wird, kann dann aber sexuelle Interaktionen nicht mehr selbstbestimmt aushandeln, vor allem dann nicht, wenn unbedingte Passivität (von heterosexuellen Mädchen) und unbedingte Aktivität (von heterosexuellen Jungen) zur Norm erhoben werden.

6 Zwischen Sozialität und Naturalisierung

Die Jugendlichen erzählen *Vom Reif-Werden und (Un)Reif-Sein* als jugendspezifische Reifeentwicklung, die sie ambivalent sowohl sozialisatorischen wie biologischen Wirkungen zuschreiben. In ähnlich widersprüchlicher Weise wird *Vom optimierbaren Körper* erzählt, der einerseits (geschlechtliche) Natur, andererseits in jeglicher Hinsicht entsprechend sozialer Notwendigkeiten veränderlich ist.

Die Erzählung vom *Reif-Werden und (Un)Reif-Sein* setzt sich mit der Jugendphase auseinander, die als spezifische Phase der ‚Reifeentwicklung' bezüglich Sexualität und Geschlecht erzählt wird. Möglichkeiten und Grenzen von ‚Reife' werden hierbei sowohl alters- wie auch milieuspezifisch definiert – also auf vorgeblich naturgegebene wie auf soziale Bedingungen bezogen. Reifeentwicklung bedeutet in der Fortschrittslogik der Jugendlichen, ein ganz und gar zivilisierte_r und moderne_r Mensch zu werden. Je nach sozialer und ethnischer Zugehörigkeit wird ein unterschiedlicher Reifegrad erreicht, zugleich bedingt das Alter (Un)Reife: „Eine Zwölfjährige ist doch total unreif". Vollkommene Reife bedeutet demnach, (heterosexuelles) Begehren auszubilden („die Reife erlangt man ja mit der Zeit einfach selber, dass man den bestimmten Stellenwert für Sex sag ich mal einfach festigt"), verantwortungsvolle (sexuelle) Beziehungen einzugehen und Toleranz gegenüber nicht-heterosexuellen Lebensweisen auszubilden. Vor allem diese Toleranz muss aktiv gelernt werden: „Es ist ja oft so, dass man sich Sachen bei anderen abschaut, dass man einfach Leute sieht, die sagen: ja soll doch jeder machen was er will, oder soll doch jeder schlafen mit wem er will. Und dass man einfach, wenn man eine bestimmte Reife erlangt hat, einfach sagen kann, he Moment, das ist eigentlich ganz sinnvoll, solche [homosexuellen] Leute nicht anders zu behandeln, sondern einfach normal zu behandeln". Implizit liegt dem die Annahme

einer naturgegebenen Heterosexualität zugrunde, die einfach da ist, die ganz selbstverständlich zu dieser Toleranz ermächtigt, während Homosexualität auf diese Toleranz angewiesen ist. Intoleranz gegenüber Homosexualität bzw. Homophobie wird zugleich als Zeichen von Unreife gedeutet.

In der Erzählung über das *Reif-Werden und das (Un)Reif-Sein* wird deutlich, dass Mädchen anders als Jungen in besonderer Weise von Unreife betroffen sind. Für Mädchen wie Jungen gehört die (hetero)sexy Inszenierung zur Reifeentwicklung. Während die Mädchen dabei aber zunächst scheitern („ich hab's immer versucht, aber es hat nicht hingehauen"), gelingt dies Jungen problemlos, indem sie „halt öfter in den Spiegel" schauen. Es sind dann auch die Mädchen, die Gefahr laufen, sich zu früh zu heterosexuellen Aktivitäten drängen zu lassen. Sie „sind so naiv noch ein bisschen […] das denkt man, der Junge liebt dich wirklich über alles und dann ist es später doch nicht so und er will dich nur ins Bett kriegen". Jungen hingegen initiieren zu früh nicht ernsthafte (hetero)sexuelle Aktivitäten. Selbst in ihrer Unreife werden sie zu einem sich idealiter ergänzenden heterosexuellen Paar: das passive, zu früh verführte Mädchen und der aktive, zu früh verführende Junge.

Vom optimierbaren Körper erzählt über die Möglichkeiten der Optimierbarkeit und die Optimierungsnotwendigkeiten des Körpers einerseits, andererseits über das Körperschicksal der Mädchen, dem sie naturgegeben ausgeliefert scheinen. Zunächst wird der Körper als veränderliche Hülle (durch Schönheits-OPs, ‚Geschlechtsumwandlung' und Körperinszenierungen) mit einem unveränderlichen ‚Innen' konzipiert. Dieses Innere meint Gefühl und Psyche und betrifft auch die eigentliche, konstante Geschlechtlichkeit. Das Körperäußere, das sichtbare Körpergeschlecht wird hingegen aufgrund seiner Veränderungsmöglichkeiten nicht mehr als zuverlässig dargestellt. Geschlecht wird damit zunächst nicht über den sichtbaren Körper naturalisiert, sondern über das Innere, „das Selbst", „das Eigentliche" einer Person. Zur (u.a. geschlechtlichen) „Selbstfindung" muss die Körperhülle demnach dem Inneren angepasst werden. Ziel ist die (geschlechtliche) Vereindeutigung, die Kohärenz von Innen und Außen, die nicht selbstverständlich naturgegeben scheint. Das betrifft sowohl Trans*Personen wie auch Frauen mit zu kleinen Brüsten, Menschen mit zu großen Nasen oder auch die (hetero)sexy Inszenierung – es sind immer notwendige heteronormative Optimierungen. Zugleich und widersprüchlich dazu wird der Mädchenkörper als unveränderliche Natur konzipiert, dem die Mädchen von Natur aus unentrinnbar, schicksalhaft ausgeliefert sind: „wir werden schwanger, wir kriegen unsere Tage". Zudem hat die Natur den Mädchenkörper zu einem gefährdeten gemacht: Mädchen sind sexualisierter Gewalt ausgeliefert und zu schwach, sich körperlich dagegen wehren zu können.

In diesen beiden Erzählungen wird offensichtlich, dass und wie sexuell-geschlechtliche Phänomene, insbesondere der Körper, in ambivalenter Weise sowohl der Natur wie der Kultur zugeschrieben werden und damit als (un)veränderlich bestimmt werden. Veränderlichkeit suggeriert die Kontingenz von

Geschlechtlichkeit, Sexualität und Körper – aber der Mädchenkörper erscheint naturgegebener als der Jungenkörper und dennoch bedarf der Mädchenkörper größerer Optimierungsanstrengungen, um heteronormativ ‚richtig' zu sein.

7 Sozialisatorische Paradoxien – paradoxe Heteronormativität

Referenzrahmen ist für die Jugendlichen die bipolare Geschlechtlichkeit von Frauen und Männern, sowie daraus logisch folgend die Normalität der Heterosexualität. Auch wenn sie Körper, Geschlechtlichkeiten und Sexualitäten in Teilen pluralisiert und veränderlich denken, so geschieht dies immer in Bezug zu heteronormativen Grundannahmen. Die Jugendlichen aktualisieren Heteronormativität und variieren bzw. modifizieren sie zugleich. Das verweist auf eine sozialisatorische Bewegung bzw. sozialisierte und sozialisierende Praxen heteronormativen Wissens, die in sich widersprüchlich-komplex sind. Die Jugendlichen re-produzieren damit mutmaßlich Gleichzeitigkeiten, wie sie in gesellschaftlichen Diskursen und für sie in gelebten (sexuellen) (Geschlechter)Beziehungen zum Vorschein kommen. Da ist einerseits das Reden über Gleichstellung, das Negieren der Relevanz von Geschlecht und zugleich das Bestehen auf (naturgegebenen oder sozialisierten) Geschlechterdifferenzen. Da ist andererseits Erwerbs- und Versorgearbeit meist geschlechtsspezifisch segregiert, Männer verdienen mehr als Frauen, und zugleich wird die Möglichkeit der freien, geschlechtsunabhängigen Wahl suggeriert und teilweise auch gelebt. Da wird Homosexualität in öffentlichen Foren normalisiert und zugleich wird ‚normale' Sexualität mit Heterosexualität gleichgesetzt. Wie sollte da heteronormative Sozialisation nicht paradox sein?

Ähnlich wie Luc Boltanski und Ève Chiapello (2006) dies für den ‚neuen' Kapitalismus konstatieren, scheint auch die feministische Kritik an der Naturalisierung von Geschlechterhierarchie und -differenz sowie die damit verbundene Forderung, Geschlecht und Sexualität als sozial hergestellt und als in ihren Vielfältigkeiten gleichwertig zu begreifen, produktiv vereinnahmt und umgedeutet zu werden, ohne Heteronormativität als Normalisierungsdirektiv aufzugeben. Sozialisation in ihrer Verschränkung identitärer und soziokultureller Dimensionen ermöglicht es, komplexe und widersprüchliche (heteronormative) Identitäten in Abgrenzung zu ‚Anderen' und in der Normalisierung des Eigenen herzustellen und diese Identitäten kontextspezifisch adäquat zu aktualisieren. Für die Jugendlichen hat dies die Funktion, sich je nach Anforderung eher als ‚modernes', tolerantes Subjekt (so beispielsweise in der Schule) oder als insbesondere normale heterosexuelle Mädchen und Jungen (beispielsweise in der Peergroup) positionieren zu können. Und: Sie können pluralisierte und zugleich heteronormative Subjekte ‚sein'.

Für Sozialisierte und sozialisierende Praxen bedeutet dies, dass diese sich in den Spannungsfeldern zwischen Pluralisierung und Differenz, zwischen Gleichstellung und Hierarchisierung sowie zwischen Sozialität und Naturalisierung bewegen. Sozialisatorische Anforderungen sind nicht (mehr) darauf ausgerichtet, Geschlecht und Sexualität entweder als different, hierarchisch und naturgegeben oder als pluralisiert, gleichgestellt und sozialisiert zu re-produzieren. Sozialisatorische Anforderungen verlangen vielmehr einen angemessenen und flexiblen Umgang mit dem ‚sowohl als auch', ohne jedoch (heteronormative) Machtverhältnisse in Frage zu stellen.

Literatur

Berger, Peter L. / Luckmann, Thomas (2004/1966): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch.

Bilden, Helga (1991): Geschlechtsspezifische Sozialisation. In: Hurrelmann, Klaus / Ulich, Dieter (Hrsg.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung. Weinheim: Beltz, S. 279–301.

Bilden, Helga / Dausien, Bettina (2006): „Sozialisation und Geschlecht" – Einleitung in eine vielstimmige Diskussion. In: Bilden, Helga / Dausien, Bettina (Hrsg.): Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Ansätze. Opladen: Barbara Budrich, S. 7–15.

Bohnsack, Ralf (2007): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. Opladen: Leske und Budrich.

Bourdieu, Pierre (2009/1979): Entwurf einer Theorie der Praxis. Auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Boltanski, Luc / Chiapello, Ève (2006): Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz: UVK.

Butler, Judith (1997): Körper von Gewicht. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Degele, Nina (2004): Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Engel, Antke (2008): Gefeierte Vielfalt. Umstrittene Heterogenität. Befriedete Provokation. Sexuelle Lebensformen in spätmodernen Gesellschaften. In: Bartel, Rainer (Hrsg.): Heteronormativität und Homosexualitäten. Innsbruck: StudienVerlag, S. 43–63.

Fludernik, Monika (2010): Erzähltheorie. Eine Einführung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft (WBG).

Fritzsche, Bettina / Hartmann, Jutta (2007): Selbst-Bewegungen. Subjektive Aushandlungsprozesse von Geschlecht und Begehren – eine Einführung. In: Hartmann, Jutta et al. (Hrsg.): Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 135–140.

Götsch, Monika (2014): Sozialisation heteronormativen Wissens. Wie Jugendliche Sexualität und Geschlecht erzählen. Opladen: BudrichUniPress Ltd.

Grundmann, Matthias (2006): Sozialisation. Skizze einer allgemeinen Theorie. Konstanz: UVK (UTB).

Grundmann, Matthias (1999): Dimensionen einer konstruktivistischen Sozialisationsforschung. In: Grundmann, Matthias (Hrsg.): Konstruktivistische Sozialisationsforschung. Lebensweltliche Erfahrungskontexte, individuelle Handlungskompetenzen und die Konstruktion sozialer Strukturen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 20–34.

Hark, Sabine (2009): Heteronormativität revisited. Komplexität und Grenzen einer Kategorie. Der ‚ewige Unterschied'. In: Kraß, Andreas (Hrsg.): Queer Studies in Deutschland. Interdisziplinäre Beiträge zur kritischen Heteronormativitätsforschung. Berlin: Trafo, S. 23–40.

Hark, Sabine / Genschel, Corinna (2003): Die ambivalente Politik von Citizenship und ihre sexualpolitische Herausforderung. In: Knapp, Gudrun-Axeli / Wetterer, Angelika (Hrsg.): Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 134–169.

Hirschauer, Stefan (2008): Körper macht Wissen. Für eine Somatisierung des Wissensbegriffs. In: Wetterer, Angelika (Hrsg.): Geschlechterwissen und soziale Praxis. Theoretische Zugänge – empirische Erträge. Königstein im Taunus: Ulrike Helmer, S. 82–95.

Hirschauer, Stefan (1996): Wie sind Frauen, wie sind Männer? Zweigeschlechtlichkeit als Wissenssystem. In: Eifert, Christiane (Hrsg.): Was sind Frauen? Was sind Männer? Geschlechterkonstruktionen im historischen Wandel. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 240–256.

Hurrelmann, Klaus et al. (2008): Zum Stand der Sozialisationsforschung. In: Hurrelmann, Klaus et al. (Hrsg.): Handbuch Sozialisationsforschung. Weinheim: Beltz, S. 14–31.

Kabasci, Kirstin (2009): Narration als Werkzeug der Kognition in der frühen Kindheit. Ein Fachbuch über frühkindliches Erzählen unter humanwissenschaftlichen Sichtweisen. Hamburg: Diplomica.

Kelle, Udo / Kluge, Susann (2010): Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Kraß, Andreas (2009): Queer Studies in Deutschland. In: Kraß, Andreas (Hrsg.): Queer Studies in Deutschland. A.a.O., S. 7–19.

Mader, Elke (2008): Anthropologie der Mythen. Wien: Facultas.

Maihofer, Andrea (2007): Gender in Motion: Gesellschaftliche Transformationsprozesse – Umbrüche in den Geschlechterverhältnissen? Eine Problemskizze. In: Grisard, Dominique et al. (Hrsg.): Gender in Motion. Die Konstruktion von Geschlecht in Raum und Erzählung. Frankfurt a. M.: Campus, S. 281–315.

Maihofer, Andrea (2002): Geschlecht und Sozialisation. Eine Problemskizze. In: Erwägen Wissen Ethik 13 (1), S. 13–26.

Nohl, Arnd-Michael (2012): Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Schirmer, Dominique (2005): Konstruktive Widersprüche. Inkonsistenzen als qualitatives Analysewerkzeug am Beispiel von Gruppendiskussionen. In: Freiburger FrauenStudien – Zeitschrift für interdisziplinäre Frauenforschung (17), S. 93–113.

Schmidt, Gunter (1998): Sexuelle Verhältnisse. Über das Verschwinden der Sexualmoral. Hamburg: Rowohlt.

Schütze, Fritz (1987): Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien: erzähltheoretische Grundlagen. Kurseinheit 1. Hagen: Fernuniversität Hagen.
Wagenknecht, Peter (2007): Was ist Heteronormativität? Zu Geschichte und Gehalt des Begriffs. In: Hartmann, Jutta et al. (Hrsg.): Heteronormativität. A.a.O., S. 17–34.
Ziegler, Meinrad (2008): Einleitung: Heteronormativität und die Verflüssigung des Selbstverständlichen – theoretische Kontexte. In: Bartel, Rainer (Hrsg.): Heteronormativität und Homosexualitäten. A.a.O., S. 13–24.
Zinnecker, Jürgen (2000): Selbstsozialisation. Essay über ein aktuelles Konzept. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation (3/2000), S. 272–290.